Verschüttetes Salz.

Von Heinrich Lee.

Das Colleg war zu Ende. Professor Paulsen ging nach Hause, Mittag essen.

Bis vor etwa vierzehn Tagen that er das regelmäßig in einem bestimmten Weinrestaurant, wo er seit Jahren einen Stammsitz gehabt hatte — im zweiten Zimmer erster Tisch rechts. Seit vierzehn Tagen aber war er verheirathet. Da die Hochzeit aus verschiedenen Rücksichten mitten im Semester stattgefunden hatte, so mußte das junge Paar auf eine Hochzeitsreise verzichten. In dem neuen eigenen Nest war es aber so traulich und warm, daß man die Reise nicht schmerzlich entbehrte. Außerdem liebten sie sich Beide doch — und wie! Niemand hätte unserem Erich Paulsen eine solche Zärtlichkeit zugetraut. Er war Chemiker, und das mit Leib und Seele. Wenn man sich zeitlebens mit Schwefelwasserstoffgas - Verbindungen, ätherischen Oelen und ähnlichen Sachen beschäftigt, kommt man leicht in den Ruf, ein trockener, nüchterner Mensch zu sein, der für die Poesie der Liebe nichts mehr übrig habe. Und doch war diese Meinung, wie eben Professor Paulsen's Beispiel zeigte, grundfalsch. Er war ein liebender Bräutigam gewesen, er war ein liebender, enorm glücklicher Ehemann.

Wie er jetzt durch die Straßen seiner Wohnung zuschritt, dachte er an keine Schwefelwasserstoffgas - Verbindungen mehr — er dachte nur an das geliebte, süße, kleine Wesen, das jetzt also seine Frau war.

Was für ein Unterschied besteht doch darin, ob man als trauriger Junggeselle im Restaurant speist, von einem geschäftsmäßigen Menschen, einem Kellner, bedient — oder ob man am eigenen, zierlich und behaglich gedeckten Tische sitzt, als Gegenüber das besagte holde Geschöpf, kurz, einen Engel. „Engel" — das war für Kitty das richtige Wort. Engel sind vollkommen — und das war eben Kitty auch. Jede Frau — so hatte Professor Paulsen immer gehört, hatte ihren kleinen Fehler. Kitty hatte keinen einzigen, auch nicht den kleinsten. Höchstens, aber auch allerhöchstens, hatte sie eine kleine Eigenheit, sie war ein bischen abergläubisch. Niemals, als sie noch Brautleute waren, wäre sie zum Beispiel mit ihm unter das Gerüst eines Neubaues gegangen, denn, wie sie davon in felsenfester Ueberzeugung sagte, — „man läßt das Glück unter dem Gerüst". Zu ihrem letzten Geburtstag brachte er ihr eine prachtvolle Brosche, entsetzt sah sie ihn an — die Brosche hatte eine Nadel, und eine Nadel zersticht ja die Freundschaft! Er mußte die Brosche umtauschen gehen · und dafür eine Gürtelschnalle nehmen. Oder drittens: man setzte sich zum Essen nieder und er gerieth zufällig an die Tischecke. Auch dieses durfte nicht sein. Wer an der Tischecke sitzt, meinte sie geängstigt, muß mit dem Heirathen noch sieben Jahre warten — und das wäre allerdings, auch nach seiner eigenen Meinung schrecklich gewesen. Er mußte also aufstehen und sich an eine andere Stelle setzen. Und dergleichen mehr.

Nun, das war Alles nur während der Brautzeit gewesen, so lange sie ihr Glück noch nicht geborgen hatten. Es war schließlich Alles bei ihr nur süße Besorgniß, sie verrieth ihm damit ja nur ihre Liebe. Darum hatte er ihr auch nie wiedersprochen, sie niemals belehrt, wie thöricht der Aberglaube ist. Eigentlich wäre es seine Pflicht gewesen, denn ein Mann soll seine Frau erziehen — ein Mann der exakten Wissenschaften also erst recht. Nun aber waren sie verheirathet, jetzt brauchte sie sich um ihrer Beider Glück nicht mehr zu bangen, und seit sie verheirathet waren, hatte sie wohl auch ihren Aberglauben abgethan. Es wäre sonst wirklich und in allem Ernst seine Schuldigkeit gewesen, diesen kleinen Flecken an ihr auszutilgen. Es war allerdings nur ein Flecken von der Größe und der Qualität eines Schönheitspflästerchens, das einem an und sich schon reizenden Gesicht nur noch einen Reiz mehr giebt. Aber immerhin, das Fleckchen verstieß gegen die Ordnung. Nun, seit sie verheirathet waren, war es ja, wie gesagt, verschwunden. Kitty bedurfte seiner Belehrung nicht mehr.

Als Professor Paulsen nach Hause kam, flog ihm Kitty an die Brust. In der That, man brauchte Frau Kitty nur anzusehen, um ihren Mann aus vollem Herzen zu beneiden. In dem weißen Latzschürzchen, das sie umgebunden hatte, war sie einfach reizend.

„Wie lange Du bleibst!" sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend.

Er küßte sie verschiedene Male, nannte sie „meine Maus", dann setzte man sich zu Tisch.

Das Essen war brillant, man hatte eine ausgezeichnete, von Kitty's Mutter engagirte Köchin. Kitty plauderte, und jeder Gang wurde mit einem Kusse besiegelt. Zum Schlusse kam der Salat, ein delikater und von Kittys Händen selbst zubereiteter Tomatensalat, Erichs Lieblingsessen.

„Schmeckt er Dir so?" fragte Kitty.

„Ich glaube", erwiderte er nach der Prüfung, „er kann noch etwas Salz vertragen." Bei diesen Worten zielte er mit dem Messer nach dem etwas entfernt stehenden Salzfaß — natürlich war es ein Hochzeitsgeschenk. Kitty wollte ihm behilflich sein und schob es ihm zu. Aber sie that es wohl zu hastig: das Fäßchen fiel um, und der Inhalt auf den Tisch.

„O weh!" rief Kitty aus, die erschrockenen Augen auf das weiße Häufchen gerichtet.

„Aber was ist denn, Maus?" fragte er erstaunt, „das Unglück ist doch nicht so groß! Was hast Du denn?"

Dabei füllte er das Salz ganz gleichmüthig mit dem Messer schon wieder in das Fäßchen zurück.

„Wenn man Salz verschüttet," erwiderte Kitty mit gepreßter Stimme, „so bedeutet das Streit unter einander."

Erich zuckte zusammen. Da war „es" wieder. In ihrer Ehe das erste Mal. Und er hatte schon gehofft, daß „es" abgethan war. Es war seine Pflicht, das nicht an ihr zu dulden.

„Mein geliebter Schatz," sagte er liebevoll, freundlich, fast väterlich, „das ist nur wieder von Dir so ein kleiner Aberglaube —"

„Aberglaube?" unterbrach ihn Kitty mit Verwunderung. Das nennst Du Aberglaube? Und „wieder!" Was heißt denn das? Hast Du mich denn sonst schon einmal abergläubisch gesehen?"

Erich mußte selbstverständlich lächeln.

„Du magst es vielleicht anders nennen, Maus," entgegnete er, „aber ich erinnere Dich an die Brosche, die Du nicht von mir nehmen, das Baugerüst, unter das Du nicht mir gehen wolltest, an die Tischecke, an die ich mich nicht setzen durfte . . ."

„Und das heißt Du abergläubisch?"

„Ja, mein Schatz. Und siehst Du, das mußt Du nicht sein. Du bist jetzt eine kleine Professorenfrau, und die soll dergleichen den Dienstboten oder anderen ungebildeten Personen überlassen."

Er war aufgestanden, dicht an sie herangetreten und beugte sich nun zu ihr herab, um sie zu umarmen. Aber das gelang ihm nicht. Auch Kitty sprang jetzt auf. Ihre Wangen röthete sich, ihre Augen blitzten.

„Ungebildet! Also ungebildet bin ich — sagst Du!"

„Mißversteh mich doch nicht, mein liebes Kind. Ich habe nicht von Dir gesprochen, sondern vom Aberglauben überhaupt."

„Doch meinst Du mich damit, denn Du sagst ja, daß ich abergläubisch bin."

„Allerdings behaupte ich das!"

„Also! — Solche Vorwürfe machst Du mir! Wie wir noch verlobt waren, hast Du mir niemals welche gemacht. Jetzt aber, wo ich Deine Frau bin, fängst Du damit an. Natürlich, jetzt brauchst Du ja keine Rücksicht mehr zu nehmen. Jetzt erkenne ich Dich."

Kitty begann zu schluchzen und zog ihr Taschentuch.

„Kitty!" rief er bestürzt. Es war das erste Mal, daß er ihre Thränen rinnen sah.

Aber Kitty hatte die Arme auf den Tisch gestemmt, weinte in ihr Taschentuch hinein, und die einzigen Worte, die er von ihr zu hören bekam, waren: „Ich bin so unglücklich!"

Seine Bemühungen, seine Erklärungen blieben umsonst. Jeder verheirathete Leser, vielleicht auch mancher unverheirathete, weiß, daß eine Frau, auch die geliebteste, zuweilen einen Mann durch ihr Benehmen rasend machen kann. Auch Erich ging es jetzt so.

„Weißt Du, was Du bist?" schrie er endlich, „ein unvernünftiges, dummes Ding bist Du."

Kitty fuhr mit ihrem Gesicht aus ihrem Taschentuch auf. Starr, mit ihren feuchten Augen sah sie den Mann ihrer einstigen Liebe an, als könnte er nicht mehr derselbe sein.

„Ein — — was?" wiederholte sie bebend.

Erich hatte sich zu sehr geärgert.

„Ein dummes, unvernünftiges Ding!" schrie er noch einmal.

Kitty stand auf.

„Es ist gut," hauchte sie, für einen Moment den Strom ihrer Thränen bezwingend — „Du wirst von dem dummen Ding befreit werden!"

Damit rauschte sie hinaus. Erst eine Viertelstunde später, nachdem es längst zu spät war, erfuhr Erich zu seinem Schrecken, daß sie das Haus verlassen hatte. Kitty war auf dem Wege zu ihrer Mutter. Keinen Augenblick länger wollte sie in „seinem" Hause bleiben. Sie verlangte Scheidung!

Eine Stunde später stand die würdige Dame, die Kitty's Mutter war, vor ihrem Schwiegersohn.

„Kitty ist aufgeregt," sprach sie, „ich verstehe von ihr kein Wort. Ich wünsche jetzt von Ihnen zu wissen, was vorgefallen ist.

Sonst flößte dem Professor Kitty's Mutter mehr Respekt als Liebe ein. Jetzt, wo sie ihm die Botschaft brachte, daß Kitty wenigstens am Leben und bei ihr geborgen war, erschien sie ihm in dem himmlischen Glanze eines Rettungsengels. Kitty mußte wieder in seine Arme, das verstand sich von selbst, denn jetzt erst wußte er, wie sehr er sie liebte. Aber Kitty's Mutter hatte mit ihrer Frage Recht. Ja, was war es doch gewesen? Was war der Grund, der Anlaß ihres Zwistes?

Er mußte sich förmlich erst besinnen. Jetzt hatte er's! Richtig! Ihr kindischer Aberglaube. Es war Salz verschüttet worden und sie behauptete, das gäbe Streit. Das war es — damit hatte es angefangen.

Kitty's Mutter — es war eine Dame von stattlichem, aber etwas strengem Ansehen — verschränkte die Arme über der Brust.

„Nun also!" sagte sie — „wer hat dann Recht gehabt? Hat es Streit gegeben oder nicht? Haben Sie oder hat Kitty Recht gehabt?"

Erich prallte ordentlich zurück.

„In diesem Falle allerdings — Kitty", stotterte er dann.

„Es freut mich," sagte Kitty's Mutter mit Befriedigung, „daß Sie das einsehen, lieber Professor."

Es war nun einmal Erich's Pflicht, Kitty um Verzeihung zu bitten. Sie gewährte sie ihm endlich.

„Wirst Du aber noch einmal sagen, daß ich abergläubisch bin? Daß das nicht wahr ist, daß es Streit giebt, wenn man Salz verschüttet — Du?"

Er küßte sie auf den Mund. „Nein, gewiß nicht wieder!" lächelte er.

Die Thugs.

Eine indische Mördersekte.

Von Dr. Albert Serbin.

Aus Bombay wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß die Sekte der Thugs, die man schon längst ausgerottet glaubte, plötzlich im Dekkan in ziemlicher Stärke wieder aufgetreten sei und bereits eine Reihe von Ritualmorden begangen habe. Die englische Regierung hat einen langen und erbarmungslosen Kampf gegen die Sekte geführt und in den letzten 1½ Jahrzehnten sollen nur ganz vereinzelte Fälle von der Thätigkeit der Thugs bekannt geworden sein. Da fiel es in den letzten Monaten der Behörde auf, daß im Dekkan eine ganze Reihe von Pilgern verschwanden, sowie daß an einsamen Wegen Leichname, die kein äußeres Merkmal eines gewaltsamen Todes zeigten, gefunden wurden. Nach langem Suchen entdeckte dann die Behörde mit Hilfe eingeborener Detektivs, daß mehrere Hindus, die als heilige Männer des großen Tempels zu Hiri verkleidet waren, die Dörfer und Städte in der Nähe von Satara besuchten und eine Anzahl Leute zu Pilgerfahrten nach dem Heiligen Tempel überredeten. Von den Leuten, welche die Pilgerfahrt antraten, wurde keiner lebend wieder gesehen. Die Thugs — dies waren die als Priester des großen Tempels Verkleideten — nahmen die Pilger mit, führten sie an einen abgelegenen Ort und tödteten sie hier durch Erdrosselung.

Es war im Jahre 1831, als es den Nachforschungen Lord Bentinks gelang zu entdecken, daß in Indien seit Jahrhunderten eine über das ganze Land verbreitete Kaste existirte, die den Mord, nach gewissen Regeln und Gesetzen vollbracht, als erlaubtes Gewerbe betrieb und als religiösen, zu ihrem Kultus gehörigen Akt betrachtete. Die Mitglieder dieses Mörderordens, die von den einheimischen Regierungen gekannt, geduldet, ja sogar besteuert waren, beliefen sich auf mehrere Tausende, nannten sich Thugs und durchzogen einzeln oder in ansehnlichen Trupps das Land, um ihr entsetzliches Handwerk (Thuggée) auszuüben. Ihren wie sie sagen göttlichen Ursprung führen die Thugs bis zur Erschaffung der Menschen zurück. Ein Dämon Kukuy-Beet-Däna verheerte — so lautet die Sage — die Erde und verschlang so viele Menschen, als geschaffen wurden, sodaß die Göttin Bhowanie beschloß, den bösen Geist zu tödten, damit die Welt sich wieder bevölkern könne. Jener Dämon war aber so groß, daß der Ozean ihm nicht bis an den Gurtel reichte. Dennoch griff ihn die Göttin an und es gelang ihr, ihn zu tödten. Aber aus jedem Blutstropfen, der zur Erde fiel, entstand ein neuer Dämon, und als auch diese von der Göttin umgebracht waren, gab jeder ihrer Blutstropfen abermals einen neuen Dämon das Leben, und so fort und fort, bis die erschöpfte Göttin gezwungen war, einzuhalten und ein anderes Mittel zur Vernichtung der bösen Geister zu ersinnen. Sie nahm den Schweiß, der ihre Arme nach dem harten Kampfe bedeckte, formte zwei Männer daraus, gab jedem ein Tuch und befahl ihnen, damit die Dämone zu tödten, ohne auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen. Die Männer gehorchten, und als sie ihre Aufgabe gelöst hatten, brachten sie die Tücher der Göttin zurück. Diese aber befahl ihnen, sie als Abzeichen des neuen Berufes zu behalten, welchem sich ihre Nachkommen widmen sollten. „Lehret Eure Kinder," so sprach die Göttin, „Menschen zu tödten, wie Ihr die Dämone getödtet habt; denn da Ihr das Menschengeschlecht vom Untergange gerettet habt, so ist es billig, daß Eure Nachkommen das Recht besitzen, einen Theil dieses Geschlechtes zu tödten und sich ihre Güter anzueignen." Die Göttin versprach ihnen ihren Schutz bei der Ausübung ihres blutigen Kultus und übernahm es zugleich, für die Beseitigung der Leichen zu sorgen. Die Erdrosselung galt als die vornehmste Pflicht der Diener der Göttin Bhowanie.

Auf diese Weise soll die Sekte der Thugs entstanden sein. Viele Tausende von Menschen fielen ihrer frommen Wuth zum Opfer, und immer verschwanden die Leichen auf geheimnißvolle Weise, bis ein neugieriger Priester, hinter einem Gebüsch verborgen, die herbeieilende Göttin belauschte und sah, wie sie die zurückgelassenen Todten verschlang. Die erzürnte Göttin bestrafte den Vorwitz des Lauschers damit, daß sie die Bestattung der Leichname den Thugs von jetzt an selbst überließ. Seit jenem Ereigniß mußte man über die Beseitigung der Leichname nachdenken, und nur zu bald fanden die fanatischen Priester Mittel und Wege, jede Spur ihres Thuns zu verwischen. Nicht alle Mitglieder der umherziehenden Banden sind von Geburt an schon Anhänger der Göttin Bhowanie. Die meisten werden durch große Summen und falsche Vorspiegelungen zum Beitritt gewonnen und oft haben die Bethörten, die eine Bande begleiten, von dem entsetzlichen Treiben ihrer Herren so lange keine Ahnung, bis vor ihren Augen einige Unglückliche hingemordet werden. Bei diesem blutigen Schauspiel ergreift manchen ein so panischer Schrecken, daß sie einen unbewachten Augenblick benutzen und rechtzeitig der Versuchung entfliehen.

Ihre Kinder gewöhnen die Thugs nur allmälig an den schrecklichen Beruf. „Wenn sie uns zum ersten Male begleiten," so erzählt ein gefangener Thug, so sehen sie nichts, was auf unsere Thätigkeit hindeutet. Sie erhalten Geschenke, reiten ein kleines Pferd und finden nach und nach Geschmack an dem herumziehenden Leben. Gegen das Ende des ersten Zuges fangen sie an zu merken, daß wir rauben, auf dem zweiten argwöhnen sie, daß wir Menschen tödten und auf dem dritten erfahren sie alles. Trotz dieser Vorsicht kommt es dennoch vor, daß das Kind den Anblick des Todes nicht zu ertragen vermag." Ein vierzehnjähriger Knabe starb in einem Anfalle von Wahnsinn, nachdem er der ersten Mordszene beigewohnt hatte. Hat der Thug indessen die erste Probe bestanden, so ist er gewöhnlich seinem schrecklichen Handwerk bis zum Tode mit Leidenschaft ergeben. Die Thugs, welche die englische Regierung freiließ, nachdem sie für den Fall, daß sie rückfällig würden, mit furchtbaren Strafen gedroht hatte, konnten dennoch selten der Versuchung widerstehen. Unerbittliche Schonungslosigkeit gegen Jeden, der nicht zu Göttin Bhowanie betet, gilt als eine der ersten Ordensregeln. Weder Alter, Geschlecht, gleichviel ob Mann ob Weib, ob Greis ob Kind, ob Hoch oder Niedrig darf einen Thug zur Milde stimmen. Selbst die nächste Blutsverwandtschaft muß ihm gleichgiltig sein, wenn der Kultus der Göttin ihn ruft. Jedes Wesen, das zufällig oder mit Absicht Augenzeuge eines Mordes war, ist gleichfalls zur Sicherung vor Entdeckung dem Tode verfallen. Nur unmündige Kinder machen eine Ausnahme. Nach Bestattung ihrer Eltern führt man sie der Bande zu und läßt sie im Würgerdienst unterrichten.

Ein Hauptbestandtheil des Kultus der Göttin Bhowanie ist die Befragung der Priester, ohne welche der Thug nicht das Geringste unternehmen kann. Haben die Mörder durch ihre Spione erfahren, daß sich Gelegenheit zu irgend einem erfolgreichen Zuge bietet, so werden die drei ältesten Mitglieder der Bande beauftragt, Bhowanie um günstige Vorzeichen zu bitten. Diese Vorzeichen sind verschiedener Art und werden nach dem Geschrei oder Begegnen von Thieren gedeutet. Läßt sich z. B. eines dieser Zeichen auf der rechten Seite des Weges wahrnehmen, welchen die Thugs einschlagen wollen, so sind sie günstig, versprechen Erfolg und heißen Tlibaoo. Gewahrt man dieselben Zeichen jedoch zur Linken, so heißen sie Philhaoo und werden für ungünstig gehalten, wenn sich nicht bessere Zeichen dazu gesellen. Hat die Göttin durch günstige Zeichen ihren ausdrücklichen Wunsch für die Ausführung eines Unternehmens kundgegeben, so müssen die Thugs gehorchen, selbst wenn nicht die geringste Beute in Aussicht steht. Außer durch Befragung der Priester, Verehrung des sogenannten heiligen Beiles und Darbringung zahlreicher Menschenopfer bezeugen die Thugs der Göttin Ehrfurcht und Dankbarkeit dadurch, daß sie ihr einen Theil der Beute weihen.

Zu dem religiösen Kultus der Thugs gehört auch folgende Ceremonie: Nach jedem erfolgreichen Unternehmen breitet man an einem passenden Platze einen Teppich auf die Erde und legt eine Quantität gewöhnlichen Zuckers, das heilige Beil und ein Geldstück darauf. Dann setzt sich der Führer der Bande mit westwärts gewendetem Gesicht auf den Teppich und ihm zur Seite soviel Thugs, als der Teppich faßt. Die übrigen Mitglieder der Bande umgeben die Sitzenden in weitem Kreise. Nun gräbt der Führer ein Loch in die Erde, wirft ein wenig Zucker hinein und richtet nun mit zum Himmel gerichteten Augen und erhobenen Händen ein brünstiges Gebet an die Göttin, das von der Versammlung Wort für Wort wiederholt wird. Nachdem das Gebet beendet, legt der Führer etwas Zucker in die Hände jedes der Männer, die mit ihm auf dem Teppich sitzen. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Zucker von den Anwesenden in tiefem Schweigen verzehrt. Darauf wird der geweihte Zucker vertheilt, aber nur unter die, welche schon einen Menschen mit eigener Hand erdrosselten. Die Thugs schreiben diesem geweihten Zucker eine außerordentliche Wirkung zu. „Wenn Jemand von diesem Zucker gekostet," so sagte ein danach befragter Thug, „so wird kein Beruf oder Geschäft ihn zu fesseln vermögen, er muß Thug werden, weß' Standes er auch sei. Ich selbst besaß, was mein Herz begehrte. Meine Familie war reich und angesehen, ich selbst hatte eine angesehene Stellung, aber ich fühlte mich unglücklich. Es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt zum Dienste der Göttin Bhowanie. Mein Vater hatte mir von dem heiligen Zucker gegeben, als ich noch ein Kind war, ich konnte nichts anderes sein als ein Thug."

Was die Organisation der Thugs betrifft, so besteht jede der verschiedenen Banden aus Burkas oder Meistern und Kuboolas oder Schülern. Kein Thug kann den Grad eines Burkas erhalten oder den eines Erdrosselers versehen, der nicht an zahlreichen Expeditionen theilgenommen und sich die nöthige Geschicklichkeit und Muth erworben hat. Die Thugs werden Anfangs als Sothas, die den Reisenden in's Netz locken, als Sughas, die die Todten forttragen, den zum Tode Bestimmten Hände und Füße halten und dann erst als Erdrosseler benützt. Die Führung einer Bande übernimmt stets ein älterer Thug, der seiner Fähigkeiten wegen seine Genossen beherrscht. Dieser „Jemadar" besitzt stets einen großen Einfluß und übernimmt jede Verantwortung für seine Befehle. Er leitet die religiösen Zeremonien, vertheilt die einzelnen Rollen bei jeder Unternehmung und überwacht die gemachte Beute. Nächst ihm ist der Blutrath oder Erdrosseler das angesehenste Mitglied der Bande. Sein besonderes Abzeichen ist ein Tuch, das „Polu", das er häufig als Turban umgewunden trägt. Es besteht aus einem langen baumwollenen Stoff mit einem leicht beweglichen Knoten, der mit erstaunlicher Geschicklichkeit als Schlinge benützt wird. Der Blutrath, dessen Fertigkeit in der Erdrosselungskunst beispiellos ist, hat stets eine lange Lehrzeit hinter sich und wird durch den Jemadar gewählt. Auf ein Zeichen ergreift er mit der linken Hand den Knoten des Polu, während die andere einige Zoll über den Kopf des Bedrohten die Schlinge bereit hält. Ein kräftiger Ruck und das Opfer sinkt lautlos zur Erde. Die Gewalt der Schlinge soll so groß sein, daß dem Erwürgten, noch ehe er den Boden berührt, bereits die Augen aus dem Kopfe hervorquellen.

Die Thugs durchziehen das Land meist in kleineren Banden und ihre Spione bedienen sich aller möglichen Verkleidungen. Sie zeigen sich als reisende Kaufleute, als Sejows, als Träger etc. Nicht selten figurirt einer auch als Rajah, während die übrigen die Rolle seiner Diener spielen. Ist eine Bande zu stark, so scheidet sie sich in mehrere Trupps, die einander entweder in gewisser Entfernung auf derselben Straße folgen oder auf verschiedenen Wegen einem gemeinsamen Ziele zustreben. Ihre Spione besuchen mit der unbefangensten Miene Kaffeehäuser, Bazare und Tempel, sie lauschen auf jedes Wort, beobachten jede Bewegung des ausersehenen Opfers, drängen sich in die Häuser angesehener Kaufleute. Nicht selten auch übernehmen sie sogar das Amt eines Führers und ihrer Ortskenntniß und Verschlagenheit gelingt es dann leicht, eine Karawane ihren Genossen zu überliefern. Noch während der gegenseitigen Begrüßung, bei welcher alle Thugs die größte Demuth heucheln, beräth man über die Theilung der Beute und denkt an die Ausführung des Mordes. Ganze Karawanen verschwinden auf diese Weise. Oft werden die Banden durch dauernden Zulauf zu stark und der Beuteantheil, den jedes Mitglied empfängt, ist für die mannigfachen Gefahren zu gering. In diesem Falle verstehen es die Thilla - Shillas meisterhaft, irgend einen Grund zu Streitigkeiten zu ersinnen und eine Trennung der Parteien herbeizuführen. Wenn die Thugs einen Mord beabsichtigen, so wählen sie dazu stets abgelegene, einsame Plätze. Große Wälder, undurchdringliches Gestrüpp und Hohlwege, wohin kein menschliches Auge dringt, dienen ihnen meist zum Versteck. Um aber jede Spur des Mordes zu verwischen, müssen die Saggaes oder Todtengräber bereits im Voraus Gruben aufwerfen, in welche die Leichen verschwinden. Auf diese Weise kann eine ganze Reisegesellschaft innerhalb einer Viertelstunde erwürgt, ausgeplündert und begraben sein, ohne daß die geringste Spur von ihr zurückbleibt. Unter Umständen aber ist die Ausübung des mörderischen Treibens ungleich schwieriger. Besonders auf belebten Landstraßen, wo stündlich viele Reisende vorübergehen, läßt sich vielleicht die Erdrosselung eines Fremden, nicht aber die Beseitigung der Leiche vornehmen. Man schleppt den Körper dann in ein nahes Gebüsch und beerdigt ihn zu gelegener Zeit. Der frei umherstreifende Thug, dessen ganzes Leben seiner Religionspflicht angehört, die eben im Hinmorden der Mitmenschen besteht, dieser schlaue, erfinderische, mit der größten Todesverachtung ausgerüstete Raubmörder, kennt keine Furcht vor Strafe. Er weiß, daß langsame Pfählung, Galgen und Todtpeitschung vom Gesetz über ihn verhängt sind, und dennoch können ihn selbst erworbene Mittel nicht zur Umkehr bringen. Er mordet aus Prinzip, um seiner Göttin zu dienen. Sein Naturell macht ihn zum Ideal eines Mörders; seine Mordlust, die täglich zunimmt, ist unersättlich. Es hat sich herausgestellt, daß noch kein Priester der Göttin Bhowanie gefangen wurde, der nicht wenigstens 20 Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Ihre Mitschuldigen verrathen sie niemals. Immer besitzen die Gefangenen auffallend viel Geld, das sie ihren Opfern geraubt haben, und meist machen sie Bestechungsversuche, die ihnen neue Prügelstrafen einbringen. Ein Thug, der seiner Schuld überführt ist, wird ohne Gnade langsam gepfählt.

Kein bis jetzt bekanntes System des Mordens hat je eine solche Ausdehnung erreicht und ist so vollkommen organisirt gewesen, als das der Thugs, und keines ist mit so viel Beharrlichkeit und Erfolgen ausgeübt worden wie dieses. Die Mauren, die sich im 13. Jahrhundert unter dem Namen Assassinen bekannt gemacht hatten, waren den Thugs gegenüber erbärmliche Wichte, und die englischen Burkes, welche in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in London und Edinburg einzelne Menschen anfielen und sie mit Hilfe einer Pechmaske erstickten, um die Körper an die anatomischen Anstalten zu verkaufen, können mit den indischen Mördern, die zuweilen 60 Menschen auf einmal erwürgten, gar nicht verglichen werden. Außerdem haben die Assassinen wie die Burkes nur vorübergehend eine Rolle gespielt, während der Ursprung des Thuggée ins graue Alterthum zurückgeht und von Geschlecht zu Geschlecht bis in die neueste Zeit bestanden hat, allerdings in unseren Tagen nur in vereinzelten Spuren. Das leitende Prinzip der Assassinen war die Religion, das der Burkes der Gewinn.

Bei den Thugs vereinigen sich beide Beweggründe. Ein englischer Offizier — der bei einer Untersuchung gegen die Thugs betheiligt war — schreibt: „Wir haben Thugs aus allen Theilen Indiens gesehen. Ein großer Theil von ihnen steht zu den Europäern in freundlichem Verhältniß. Viele selbst der gefährlichsten sind sonst völlig unbescholtene Leute mit sanftem, wohlwollendem Gesichtsausdruck und feinen, liebenswürdigen Manieren, vortreffliche Gatten, Väter und Söhne, die sich selbst die Achtung der englischen Offiziere, die sie verhafteten, erwarben und mit ihren Nachbarn im besten Einvernehmen lebten, obwohl diesen ihr Handwerk bekannt war. Wir können nicht einen einzigen nennen, der nicht von dem göttlichen Ursprung seines Berufes überzeugt wäre, nicht einen einzigen, der nicht glaubte, daß er ein der Göttin Bhowanie wohlgefälliges Werk vollbringe, wenn er einen Mord nach dem vorgeschriebenen Ritus begeht, kein einziger, der eine Spur von Reue über die verübten Gräuelthaten zeigte. Sie unterscheiden einen gewöhnlichen Mord streng von einem solchen, der im Dienste ihrer Gottheit verübt werde, und betrachten ersteren wie ein todteswürdiges Verbrechen, letzteren dagegen als eine That, die Belohnung verdiene, schon deshalb, weil sie das Opfer auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel befördere. Der Mensch ist den Dienern der Göttin Bhowanie das, was den Priestern der Juden das Opferthier war, welches sie für Jehova schlachteten, nichts weiter. Aber wenn auch falsche religiöse Begriffe die Stimme des Gewissens vernichteten, so bleibt doch die menschliche Natur im Grunde dieselbe, und die Thugs können ihre Kinder nur ganz allmälig an ihr schreckliches Handwerk gewöhnen. Die Unterdrückung eines so tief eingewurzelten Uebels konnte natürlich nicht ohne energische Mittel erfolgen. Hunderte von Thugs wurden hingerichtet, andere Hunderte zu Deportation oder lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurtheilt. Die nachhaltigsten Erfolge hat aber die indische Regierung durch Errichtung von Schulen und Erziehungs-Anstalten erreicht.

Hammelrippen à la Nelson. — 6 Personen. Bereitungszeit: 1 Stunde. Zuthaten: 2 Pfund Hammelrippchen, 1 Unze Speck, ¼ Pfund Sardellen, 1 Löffel gehackte Petersilie, 2 Chalotten, 1½ Unzen Butter, 1 Unze geriebenen Parmesankäse, ¼ Pint Fleischbrühe, 1 Glas Portwein, ½ Pint sauren Rahm. Die Knochen der einzelnen Rippchen werden kurz abgestutzt, das Fleisch auf beiden Seiten geklopft, und die obere Seite mit einem Gemisch von gewiegten Sardellen, Petersilie und Chalotten bestrichen. Die Butter wird in einer verschließbaren Kasserolle zerlassen, die Rippchen so lange darin gedämpft, bis sie sich bräunen, und nun der Permesankäse darüber gestreut, Fleischbrühe, Portwein, Rahm darüber gegossen und die Kasserolle fest verschlossen. Man läßt die Rippchen etwa 20 Minuten langsam schmoren, bis sie weich sind, und servirt das Gericht in der geschlossenen Kasserolle.

Liebeswerbung.

Ich hatt' einen kostbaren Edelstein
Von strahlenspendender Kraft.
In einen Bergspalt fiel er hinein,
Dort liegt er in sicherer Haft.
Und wird er dort fest verwahrt auch sein
Bis an die Grenze der Zeiten,
So ist er doch immer und immer noch mein —
Nur frag' ich mich selbst: kann dies Wissen allein
Besitzesfreude bereiten?

Du sagst, dein ganzes Herz sei mein,
Und ich soll es dir glauben auf's Wort.
Was aber hältst du verschlossen den Schrein
Und kargst mit dem lieblichsten Hort?
Du meinst, ein Gnadenbild zu sein,
Doch wo sind die Wunder und Zeichen?
Mich lockt der Schatz und nicht sein Schrein —
Und so ist es vom Glück nur ein blasser Schein,
Den du spendest mir armen Reichen.

Ernst Behrend.